

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die blonde Drossel.

Roman von E. Fahrenow.

(Fortsetzung.)

5. Kapitel.

Als gegen Abend Ruth den Heimweg angetreten hatte und um die Ecke der langen Allee bog, die sie stets als absichtlichen Umweg wählte, trat ihr Kurov entgegen, den sie in der zweistündigen Mittagspause heute nicht gesehen hatte.

Er sah sehr ernst und sehr verlegen aus, und ein paar Rosen in seiner Hand ließen Ruth unruhig werden.

„Ich habe Ihnen aufgelauret, Fräulein Ruth,“ rief er, als bedürfte es noch dieser Feststellung. „Heute mittag konnte ich Sie leider nicht begrüßen, weil ich gar nicht zur Stadt ging; aber ich dachte auch, daß Sie vielleicht abends eher Zeit haben würden.“

Da er stockte und unbeholfen nur die Rosen hinhielt, gewann sie schnell ihre Fassung wieder und lächelte dankbar:

„Die sind für mich? O, ich danke schön! — Und was ist's denn, wofür ich Zeit haben soll? — Ich kann leider nicht langsam gehen — Sie wissen, mein Vater zählt die Minuten, bis ich komme.“

„Ja,“ brummte er, weil er sich langweilt! — Aber heut' mag er ein paar Minuten warten — ich muß Sie durchaus etwas fragen, Fräulein Ruth. — Das heißt, nein — eigentlich muß ich Ihnen zuerst etwas sagen. — Oder vielleicht — ach — entschuldigen Sie, — ich bin furchtbar tolpatschig.“

Ruth lachte herzlich auf, aber sie sah dabei so freundlich zu ihm schräg in die Höhe, daß er nicht umhin konnte, nun ebenfalls zu lächeln. Und so sagten sie sich auf diese stumme Weise eigentlich schon so viel, daß der schüchterne Freier plötzlich mutiger ward und ohne weiteres herausplätzte:

„Ich habe Sie nämlich schrecklich lieb!“

Dies kam nun aber doch gar zu rasch heraus und Ruth erwiderte gar nichts als ein „Ach“.

Kurov räusperte sich, riß den Hut ab, setzte ihn wieder auf, wart ratlose Blicke auf den gesenkten Mädchenkopf und erwartete augenscheinlich, daß sie nun etwas sagen sollte.

Sie schwieg aber, denn ein sinnloses, buntes Durcheinander wirbelte ihr durch den Kopf; wenn sie jetzt gesprochen hätte, so würde wahrscheinlich eine Bemerkung über das Wetter oder dergleichen zum Vorschein gekommen sein. Oder sollte sie ihm sagen, daß sie sich nicht verloben könne, solange ihr Vater ihrer bedürfte? Aber von Verlobung hatte er doch gar nichts gesagt — mein Gott, was tut man denn nur in solchem Falle!

„Na, Fräulein Ruth!“ brummte Kurov sehr dicht an ihrem Ohre. „Nun sind Sie wohl böse?“

„Böse?“ fuhr sie auf, „Aber im Gegenteil...“

Dies war eine Unvorsichtigkeit, mindestens eine Unüber-

legtheit, deren Folgen sie auf der Stelle zu spüren bekam. Denn plötzlich wurde sie von einem Arm umfaßt, ihre Fußspitzen verloren den festen Halt auf der Erde, und auf eine unglaublich geschickte und unnachahmliche Weise ward sie so weit emporgehoben, daß ein härtiger Mund ihr kleines Ohr erreichen und es küssen konnte.

„Um Gottes willen!“ stotterte Ruth.

Da ließ er sie schnell wieder herunter, schob aber seinen Arm durch den ihren und sprach mit gänzlich verändertem, sehr bestimmtem und nur ein wenig dabei zitterndem Tonfall:

„Gott sei Dank! Wenn Sie das Gegenteil von böse sind, dann sind Sie also froh. — Dann haben Sie mich ebenfalls ein bißchen lieb, und dann werden wir uns heiraten!“

Heiraten! — Das klang so einfach und selbstverständlich, und doch brachte es Ruth sofort alle die unübersteiglichen Hindernisse ins Gedächtnis, die ihrer warteten. Sie blieb stehen, zog ihren Arm aus dem seinen und sagte sehr lieblich:

„Derr Kurov, es ist wahr, ich bin Ihnen gut. Aber an eine Heirat dürfen wir nicht denken. — Mein Vater würde es nie erlauben.“

„Nun, dann werden wir ihn einfach nicht fragen.“

„Nicht fragen? Aber wieso — so schnell geht das doch überhaupt nicht.“

Er seufzte und blickte sie ganz lange und offenbar geistesabwesend an.

Mit einer Geschwindigkeit, die ihm selbst später komisch erschien, flogen in diesem weihedvollen Moment Bissern, nichts als Bissern durch seinen Kopf.

Aber das Resultat mußte nicht entmutigend sein, denn er begann wieder zu lächeln.

„Mein,“ sagte er ganz selig, „so schnell geht es nicht.“

„Ich glaube, es kann sogar ein paar Jahre dauern. — Aber wenn Sie auf mich warten wollen — ich denke, länger als zwei Jahre wird es nicht nötig sein.“

Ruth wurde sehr verlegen.

„Es ist unmöglich,“ murmelte sie, „ich kann Ihnen keine bestimmten Versprechungen machen — ich meine, ich kann keinen Zeitpunkt nennen. — Mein Vater würde mich — mich —“

„Verstöhnen, enterben, verfluchen!“ rief Kurov mit einem Tone, als verstände er kommende Seligkeiten.

„Ruth, er hat sein Leben gelebt, und wir wollen es das unsere leben! Lassen Sie mich nur dafür sorgen — den Widerstand eines sonderbaren Vaters zu besiegen, das wird keine Herkulesarbeit sein. — Auch kenne ich Ihren Vater — er will natürlich einen reichen Schwiegersohn haben. — Finde ich ganz erklärllich! — Nun, reich bin ich ja nicht. — Ich bin ganz arm. — Aber ich kündige morgen meine Stellung bei Weder, gehe nach Berlin und werde dort meinen Weg machen.“

„Nach Berlin?“ fraate Ruth, halb erschrocken, halb froh.

„Dort soll ich ja auch hin! — Das heißt, meine Freundin sprach davon — es hängt aber wieder von meinem Vater ab.“
 „Hang him!“ Inurrte Kärrow, doch so leise, daß es Ruth nicht hörte. Und dann fuhr er in ganz ruhigem und nüchternem Tone fort: „Ich meine, er kann Sie doch nicht Ihr Leben lang für sich ausnützen. — Wenn Sie in Berlin Vortheile erwarten, so darf er nicht Steine in Ihren Weg werfen.“
 „Aber er ist so hilflos ohne mich. — Er ist alt, Herr Kärrow! Ich kann ihn doch nicht zwingen, seine geistigen Arbeiten aufzugeben und einem Broterwerb nachzugehen.“
 „Um — zwingen kann ihn niemand. Aber er wird es ganz von selbst tun, wenn ihm nichts anderes übrig bleibt. Versuchen Sie es nur — lassen Sie sich nicht — verdonnern! Halten Sie ihm einmal stand.“

Verwundert hörte Ruth diese Worte. — Es war genau dasselbe, was Franziska ihr schon so lange predigte. Aber diese beiden standen dem alten Manne fern — in ihnen sprach natürlich nichts für ihn, sie schuldeten ihm auch keinen Dank. Während sie — ja — wofür schuldete sie ihm eigentlich den Dank, von dem er so oft sprach?

Sie schüttelte den Kopf, ihr war ganz wie und fremd zumute. Und das Nächstliegende, Banalste ausgreifend, rief sie aus:

„Ich muß nach Hause, es wird ja viel zu spät! Bitte, Herr Kärrow, lassen Sie mich jetzt allein gehen.“

Er nickte und trat zurück:

„Morgen früh sehen wir uns, spätestens mittags, nicht wahr? Und dann werden Sie mir eine andere Antwort — eine bestmündere geben, nicht wahr?“

Sie blickte mit warmen Augen zu ihm auf:

„Ich weiß es nicht,“ sagte sie ehrlich. „Wer ich hoffe es. Leben Sie wohl bis morgen.“

Ein Händedruck, der nicht enden wollte, schloß ihre Hände zusammen. Dann eilte sie so schnell, als habe sie eine Pflicht veräußert, auf dem kürzesten Wege nach Hause.

Herr Stockton stand mit düster gefalteter Stirn am Fenster. Ruth sah mit Schrecken, daß er in übelster Laune war: sie kannte jeden Zug in diesem gesuchten Gesicht und wußte, wenn der Blick diese starre Härte hatte, dann gab es nicht nur schlecht Wetter, sondern Sturm.

„So!“ rief er aus, als sie hastig eintrat. „Das gnädige Fräulein kommt also doch noch heute nach Hause! Sie läßt sich herab, daran zu denken, daß ihr leider immer noch lebender Vater nicht in der Lage ist, sich eine Diensthofenschar zu halten? Daß er so etwas Aehnliches wie ein Stück Brot noch hier und da nötig hat? Und daß er noch nicht alle Würde so weit verloren hat, um mit einem Korbe einkaufen zu gehen. Freilich, das wäre es gerade, was dir recht erschiene!“

„Vater,“ sagte Ruth ruhig, doch um eine Schattierung weniger demüthig als sonst, die seinem scharfen Ohr sofort auffiel, „entschuldige, daß ich zu spät komme. Ich kann nicht immer auf die Minute zu Hause sein.“

„Ach, was du sagst! Und weshalb nicht, wenn ich fragen darf? Als du klein warst, da habe ich immer auf die Minute zu Hause sein können, um dir dein Essen zu geben oder dich zu warten, wenn du krank warst, wie es ja nur zu oft vorkam! Du aber — nein, du kamst nicht pünktlich sein! Das wäre zu viel verlangt! Recht so! Fahre nur so fort! Du machst ganz hübsche Fortschritte in letzter Zeit in der Nichtachtung deines Vaters!“

„Ach,“ sprach sie gequält, „sprich doch nicht so, Papa. Du weißt doch, daß es nicht stimmt! Ich bin ja sonst auch immer pünktlich, aber es kann doch vorkommen, daß ich aufgehalten werde. Abendbrot hatte ich auch schon besorgt — es steht ja alles in der Kammer bereit, braucht nur warmgestellt zu werden.“

„Ach so, und das konnte ich ja längst getan haben, meinst du! Ja, gewiß — nächstens werde ich dir die Teller abwaschen und die Kohlen aus dem Keller holen, wenn du nur die Güte haben willst, mir ein Stüchlein Gnadenbrot zu geben! Uebrigens danke ich jetzt für jedes Essen! Ich habe genug! Jeder Bissen würde mir zu Galle werden, nachdem er in Un dank und Gift getaucht ist!“

Er hatte sich wie gewöhnlich in eine Wut hineingestiegen, die er anfangs gar nicht empfunden hatte. Sein hageres Antlitz war farblos, und seine tief liegenden Augen flackerten.

Ruth blickte stumm zu Boden. Sie erwiderte kein Wort mehr, und doch merkte der alte Mann, daß es nicht die gewohnte Untermüthigkeit war, die sie schweigen ließ.

Heimlich stieg nun in ihm eine Wuth empör. Was

war denn mit dem Mädchen? Was dachte sie, daß ihre Stirn sich so sonderbar spannte?

Er wartete, ob sie nicht endlich doch etwas äußern werde. Sie blieb aber in Hut und Mantel stehen, als habe sie selbst vergessen, wo sie sei.

„Beliebt's vielleicht endlich?“ Inurrte er weiter. „Willst du an deine Pflichten gehen oder nicht? Ist es am Ende noch nicht spät genug? Oder verfügst du von jetzt an eine spätere Abendbrotsstunde? Du hast ja nur zu befehlen — bist ja die Herrin im Hause — ich werde mich natürlich bescheiden fügen — bitte — bitte!“ Er stand vor ihr und verbeugte sich einmal über das andere, tief und hastig.

Ruth sah ihn an wie einen Fremden. Ein dumpfes Gefühl des Widerwillens erfüllte sie, und zugleich die Erinnerung an Franziskas Vorschläge.

Es war wohl das Beste — hier mußte ein Ende gemacht werden. Ihr war's, als sei sie in dieser Stunde plötzlich aufgewacht, als hätte sie der ungerechte Empfang und alle die Selbstsucht, die ihr hier entgegensprang, nun auf einmal ausgerüttelt.

Oder war es Hermann Kärrow, an den sie dachte?

Sie blickte an dem giftig dienenden Alten vorbei, und der Schatten eines Nachelns huschte um ihren Mund. Dann schritt sie gelassen durch das Zimmer, legte in ihrer Kammer ihre Sachen ab und ging in die Küche, wo sie emsig und geschickt zu hantieren begann.

(Fortsetzung folgt.)

Blaue Stunde.

Skizze von Bernhard Hemes - Hamelt.

Heinrich Larsen saß seit zwei Stunden in den Fischen, lehnte an einem harzduftenden Stamm und rauchte eine Zigarre nach der andern, hastig und kräftig passend, wie es seine Art war, wenn er nachdachte. Der blaue Rauch zog lustig gegen die Fuchsburg. Einmal fuhr ein roter Kopf mit schmalen, glänzenden Augen aus dem Loch. Larsen griff nach der Büchse und stellte sie misshütig wieder neben sich. Das Fischeslein aber schnupperte nach der fremden, beißenden Luft und verickwand. Mochte es! Er war ja eigentlich nicht der Fische wegen hier, sondern er wollte eine Stunde ruhig nachdenken.

Er stand auf und vertat sich die Beine. Er war sehr unzufrieden mit sich, weil er nur zwei Wochen auf dem Gute weilte und zu Frau Erna Holsenbergs nicht das entscheidende Wort gesprochen hatte, das er sprechen wollte. Und weshalb zögerte er? Sag wirklich die Ursache darin, daß er die Gutsheerin selten allein traf, daß sie fast immer mit ihrer Stieftochter zusammen war? Torheit! Er war doch kein Kind, das sich solche Gründe suchte. Oder kam es daher, daß sie ihn oft so still und fragend ansah, als wollte sie sagen: An wen denkst Du? Doch nicht an mich?

Larsen warf die Fische auf den Rücken und zog die Uhr. Die Frauen hatten versprochen, ihn abzuholen. Er tat ein paar rasche Schritte gegen die Schneise, um zu sehen, ob sie noch nicht kamen. Aber die Schneise knickte in der Mitte seitab und verpercte die Aussicht. Da überkam ihn eine Unruhe. Er schaute sich nach Frau Erna, nach ihrem braunen Haar, ihren Augen, die so hochmüthig bliden konnten und doch so viel Güte in sich bargen, nach ihren kühlen, weichen Händen. Aber er schaute sich auch — er konnte es nicht leugnen — nach der schlankhaften Mädchenhaftigkeit Renates. Erklärte er sich Frau Erna, so gewann er auch Renate. Und sie um sich zu haben, ahnelte der Freude, die man an der ersten mattblauen Hyazinthe hat. Sie steht auf dem Fensterbrett und strahlt ihren Duft leise ins Zimmer, und doch ist es, als durchduste sie das ganze Haus, als fülle sie alle Räume mit ihrem lieblichen Blütensehn. Aber — war diese Freude an Renate wirklich so rein platonisch, so — väterlich? Sie war acht Jahre jünger als Frau Erna. Der Altersunterschied war also nicht bedeutend. Er selber war in der Mitte der Dreißiger, und seine zahlreichen Reisen hatten ihn braun, kernig und gespannt gemacht. Ohne Zweifel war er noch sehr jung! Doch — was sollten diese törichtigen Gedanken?

Und er machte eine energische abwehrende Handbewegung und sprang über den rieselnden Bach auf die breite Fahrstraße, die in langer, sacht sich senkender Linie gegen die Felsler strich. Unten bewegten sich zwei Fingertchen. kamen sie, oder gingen sie hinab? Nein, sie kamen. Es waren Frau Erna und Renate. Er erkannte die letztere an der weit ausholenden Armbewegung, mit der sie ihren Bergstod auf den Boden zu stoßen pflegte. Er wollte ihnen rasch entgegen gehen, besann sich aber und steckte mit scheinbarer Gelassenheit eine neue Zigarre an, sah sich ein paar mal um und ging dann erst mit weiten, langsamen Schritten bergab. Bei der großen Eide trafen sie zusammen.

„Kun?“ fragte die Gutsheerin.

„Ihre Fische werden sich noch eine Weile gedulden müssen. Der rote Säckel kam nur einmal mit der Rasenpötte zum Vorschein. Wir müssen graben.“

Er hätte ihr einen Vorkleger aus dem Fuchsbalg versprochen.
„Es ist wie in der Fabel, wo die drei Gesellen den Bären unter sich teilen.“

„Und wie er kommt, klettern sie auf den Baum,“ rief Renate ein.

„Nun — auf einen Baum bin ich zwar nicht geklettert.“

„Wirklich nicht?“ fragte Frau Erna.

Es sollte ein Scherz sein, aber er fühlte, daß mehr darin steckte, und nahm sich vor, noch heute von seinem Baume herabzuspringen.

Renate sah ihn an. Und wieder war es ihm, als verbreitete sich der Schein ihrer blauen Augen um ihre Gestalt, so daß sie blond im blauen Glanze stand.

Unter der Fichte war eine Bank, die morsch und verfallen aussah.

„Wir müssen sie erneuern,“ sagte Frau Erna. „Renates Vater hat sie einst aufstellen lassen. Man konnte früher über die Fichten hinweg das Gut sehen. Knüpft sich nicht eine Sage an die alte Fichte?“

„Ja,“ sagte Renate. „Ein Ritter liebte zwei Schwestern, die auf einer Burg wohnten, die hier gestanden haben soll. Er konnte sich nicht für eine entscheiden, zog in die Welt und blieb lange Jahre verschollen. Als er als graubärtiger Mann zurückkam, war die Burg verbrannt und von den Schwestern war jede Spur verloren. Da pflanzte er in der Nähe zwei Eichen und ging wieder ins Land. Eine hat der Blitz vernichtet, und dies hier ist die andere.“

Es war dämmerig geworden. Die Frauen schwiegen und standen ungeschlüssig.

„Wollen wir noch einen Weg machen?“ fragte Larsen.

„Durch die Fichten und dann am Waldsaum nach Hause?“ meinte Frau Erna.

„Bitte, geht Ihr voran,“ sagte Renate, „ich nehme Bärlass und Moos mit.“

Sie hatte stets einen Kranz um des Vaters Bild hängen und nahm meist Bärlass dazu, weil der Verlorbene dies Gewächs gern gesät hatte und es durch seinen Fortwüchser in seinem Holze schützen ließ. So blieb sie zurück, indes die beiden vorgingen. Sie kamen in eine Schenke, wo die Frucht aus dicken Moospfosten hing.

„Ich weiß nicht, was mit Renate ist,“ sagte Frau Erna, „sie ist seltsam verändert und macht mir Sorge. Bärtlicher ist sie und lieber als sonst zu mir. Aber es fehlt ihren Entgegenkommen die ruhige Vertraulichkeit, und etwas Fremdes, Stürmischeres ist darin. Das liegt sonst nicht in ihrer feinen, zurückhaltenden Natur.“

Er wußte nicht, was er dazu sagen sollte. Sie hatte nur ein einzigesmal mit ihm über Renate gesprochen. Das war damals, als der Gutsherr nach halbjähriger zweiter Ehe starb und Frau Erna mit dem dreizehnjährigen Mädchen zurückließ.

Ein paar Rehe sprangen quer über den Weg. Unten kullerte ein Bach durch Steingeröll. Der gegenüberliegende Berghang war blau überflehert. Eichen und Bergahorne standen braun und gelb im blauen Tauf. Der Wind kam über die Höhe und bog die Fichten. Frau Erna schauerte leicht.

„Bald kommt der Winter,“ sprach sie leicht.

„Fürchten Sie ihn?“

„Was heißt fürchten? Es wird sehr einsam bei mir werden.“

„Weshalb?“ wollte er fragen. Aber er brachte die Frage nicht heraus.

Sie kamen an den Waldsaum. Vor ihnen lag das breite Tal, dahinter ein Bergzug steil und massig aufstieg. Alles lag im Blauen. Unten das Dorf, davor sich weiß aus dunklen Baummassen das Herrenhaus erhob. Kinderstimmen kamen aus dem Dorfe, und auf den Feldern glühten ein paar späte Krautfeuer. Die nahen Kornäcker waren blaugrün von junger Saat, und es sah schön aus, wie sich die zarte Silhouette eines sadt streigenden, begrüntes Aiders gegen eine schwarze Fichtenmauer legte. Die Umrisse der Bäume und fernem Häuser, der Büsche und Bodenwellen wurden weich. Geheimnisse schienen zu wandern, die Schweres bargen und doch beglückten. Alles rühte nah und vertraulich zusammen, und doch dehnten sich sehnsüchtig die Weiten. Die Feuer glommen wie freudige Hoffnung. Es war die Stunde, in der alles Erleben reicher und schöner wird.

Larsen wurde weich. Aber seine Unschlüssigkeit verlor sich. Er wollte sein Leben und seine Zukunft mit beiden Händen angreifen.

„Wo nur Renate so lange bleibt?“ fragte Frau Erna.

„Wünschen Sie, daß sie jetzt kommt?“

Er griff nach ihrer Hand. Sie wandte sich ihm zu.

„Nein!“ sagte sie mit bebender Stimme, „denn Sie haben mir etwas zu sagen.“

„Ruh ich es jetzt noch sagen?“ fragte er, ihre Hand an die Lippen ziehend.

„Ja, das müssen Sie!“

Und sie zog ihre Hand zurück. Da begann er zu sprechen von seiner Liebe zu ihr, die nun schon Jahre gedauert hatte. Er fand schöne, wohlgelegte Worte, an denen er im Augenblick selbst eine kleine Freude hatte. Und der Augenblick hatte ihn so im Bann,

daß ihm das gar nicht verdächtig vorkam. Dann war er zu Ende. Aber sie schwieg zu allem.

„Frau Erna?“ fragte er betroffen.

„Ich fühle, daß dies mir galt,“ sagte sie da, „denn es war schön und wohlgelegt. Verzeihen Sie, lieber Freund, aber mir war, als hätten Sie soeben konvertiert. Ich glaube, Sie würden zu einer andern anders gesprochen haben.“

Er machte eine abwehrende Handbewegung. Aber sie mißlang. Er wollte sprechen. Aber er war zu ehrlich dazu, denn er wußte mit einem Male, daß sie recht hatte, wußte nun, daß er Renate mehr liebte als sie.

„Lassen Sie nur, Larsen!“ sagte sie, als sie sah, wie er sich qualte. „Es war nur die blaue Stunde. Das Leben dieser Stunde verweht rasch, und das andere, edle dauert lange. Wir beide sollten so verständig sein, unser Handeln danach einzurichten, selbst — wenn es einem von uns schmerzlich würde. Renate liebt Sie, Larsen! Und nun lassen Sie mich gehen. Ich will zu Hause die Dichter anzünden, damit Ihr beide ins Helle kommt!“

Sie nickte ihm zu und schritt voran gegen das Dorf.

Larsen stand verloren und blickte ihr nach. Er konnte es nicht sehen, daß ihre Augen voll Tränen waren. Aber dann atmete er tief auf und sah in den Wald. Da stand Renate blaß zwischen den dunklen Fichten.

„Renate!“ rief er leise und ging zu ihr.

Die „hochbegabte Nachtigall“.

In seinem wunderbaren Frühlingslied „Geh aus, mein Herz, und suche Freud“, das man auch als Kirchenlied in den protestantischen Gesangbüchern wiederfindet, singt der Dichter Paul Gerhardt zum Lobe der Nachtigall:

„Die hochbegabte Nachtigall
ergötzt und füllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Tal und Felder.“

Viele, viele unserer Dichter und gerade die besten haben bei lieblicher Sängerin des Frühlings und der Liebe verheerliche von Balthar von der Vogelweide an, der sie im „Lied vom Waldvöglein“ preist:

„Von dem Wald im Tale Klang
— Tandarabel —
Süß der Nachtigall Gesang.“

Zu dem Schönsten, was deutsche Dichter ihr zu Ehren gesagt haben, gehören unstreitig die ihr von dem Dichter des „Wenigerlichen Simplicissimus“ gewidmeten Verse:

„Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall!
Laß Deine Stimm mit Freundschaft
Mufs lieblichste erklingen!
Komm, komm, und lob den Schöpfer Dein,
Weil andre Vöglein schlafen sein,
Und nicht mehr mögen singen!
Laß Dein
Stimmlein
Laut erschallen.
Denn vor allen,
Kannst Du lobest
Gott im Himmel hoch dort oben!“

Auch Goethe hat der Nachtigall u. a. in dem Gedichte „Ländlich“ einen Vers ins Stammbuch geschrieben:

„Die Nachtigall, sie war entfernt,
Der Frühling lockt sie wieder;
Was Neues hat sie nicht gelernt,
Singt alte, liebe Lieder.“

Goethe wollte sicherlich die Nachtigall damit nicht herabsehen, sondern zum Ausdruck bringen, daß wir uns an dem Nachtigallengefange nicht satt hören können, obwohl er doch immer wieder die alten Weisen bringt, aber vielfach, oft sogar unter ausdrücklicher Berufung auf Goethe, werden die Verse in einem ganz andern Sinne zitiert, und zwar tut man dies in der abgekürzten Form: „Die Nachtigall, sie war entfernt, / Was Neues hat sie nicht gelernt,“ um jemand zu verspotten, der weite Reisen unternommen, aber seinen geistigen Horizont dabei nicht erweitert hat. Gegen ein solches Verfahren, das den ursprünglichen Sinn der Goetheschen Verse gänzlich verändert, auch, wenn dies nur im Scherz geschieht, darf mit einigem Rechte Einspruch erhoben werden, und zum Erjak wäre in diesem Fall für die Kennzeichnung des Reisenden, der nicht anders zurückkehrt, als er gekommen, das schöne Sprichwort von dem über den Rhein geflogenen Gänschen, das als Gigaal wieder heimgekehrt ist, recht empfehlenswert. Fris Reuter spendet der Nachtigall in seiner „Vogel- und Wänschen-geschicht Hanne Nüte“ das folgende in seiner Einfachheit sehr viel-sagende Lob:

„Nu här,“ seggt Jochem, „här doch mal!
Dit is die Proet, de Nachtigal,
Dat Diengschen sübt nah gor nids ut,
In wo bringt set dat nüdlich rut!
In immer hatt 'en Stäck parat. — —“

Reuters insterblicher emancipierter Bräutigam beschränkt seine Kenntnis der Nachtigall auf die Verse eines alten Liedes:

Nachtigall, ich hör Dir lausen,
Aus das Bäcklein willst Du lausen.
Das ist Dein großer Ziel und Zweck!

Bräsig zitiert zwar wiederholt die schönen Verse, trotzdem hat aber für unbekannter Dichter inrecht, wenn er behauptet, daß das Trinken das einzige Ziel und der einzige Zweck unserer lieblichsten Frühlingssängerin sei. Immerhin liegt den Versen eine sehr richtige Beobachtung zugrunde. Oft nämlich hat man sich schon geirrt, weshalb plötzlich Nachtigallen aus einer Gegend gänzlich verschwunden sind, in der sie jahrelang vorher gemist haben. Schließlich kam man dahinter, daß man durch Verlegung oder Aufkündigung eines Baches oder Teiches den Nachtigallen eine wichtige Lebensbedingung entzogen hatte. Die Nähe eines Wasserlaufes muß also berücksichtigt werden, wenn man die Nachtigallen an einem bestimmten Ort fehlen will.

Vermischtes.

Die Engländer wollen Gras essen. Einen beachtenswerten Beleg für den Einfluß des U-Boot-Krieges auf den englischen Lebensmittelmarkt liefert die folgende Betrachtung in der „Daily Mail“. Nach sorgenvoller Erörterung der Nahrungsmittelknappheit gelangt der Verfasser John Chalfont zu der überraschenden Frage: „Warum essen wir kein Gras?“ Sind die Gelehrten,“ so fragt der weniger Mitarbeiter weiter, „wirklich fest davon überzeugt, daß das Gras keinerlei dem Menschen dienliche Nährwerte enthält? Wir mühten ja nicht das Gras so essen, wie es gerade wächst, aber hat man schon verurteilt, es wissenschaftlich zu Küchenspäcken zu verarbeiten? Das Gras bildet ohnedies auf indirektem Wege bereits einen sehr erheblichen Teil unserer Nahrung. Der Dohle lebt fast ausschließlich von Gras, der Genuß desselben bildet die Grundlage seiner Kraft, und wenn sein Fleisch auf diesem Wege fett geworden ist, wird es von uns Menschen mit dem größten Behagen verzehrt. Sollte es nun nicht möglich sein, den Uebergang, den der Dohle in dem geschätzten Ernährungsprozess darstellt, einfach anzuschalten? Man nenne mich nicht phantastisch, ein Zeitalter, das drahtlos zu telegraphieren vermag, darf auch einer solchen Frage nicht ratlos gegenüberstehen. Jedes von der Menschheit benötigte Nahrungsmittel mußte vorerst entdeckt werden, und zwar wurden derartige Entdeckungen meist in Zeiten der Hungersnot gemacht. War der erste Mann, der eine Auster aß, nicht ein Pionier, ein Held in seiner Art? War der erste Kühne Meeres- oder Himmelfahrer nicht würdig, mit dem Viktoriakreuz ausgezeichnet zu werden? Man muß unbedingt den vorgeschlagenen Versuch machen. Allerdings werden viele einwenden, daß die Wähe keinen Zweck hat, denn wenn eine solche Entdeckung möglich wäre, hätten die Deutschen sie schon gemacht.“

Die Frühstücksschule der englischen Schulkinder. In einer Lehrerversammlung, die kürzlich in London abgehalten wurde, kam auch die Frage der Ernährungsverhältnisse zur Besprechung. Sämtliche Teilnehmer erklärten es für notwendig, unter den bestehenden Verhältnissen und in Erwartung einer weiteren Verschlechterung, die Kinder systematisch zur Sparsamkeit im Verbrauch von Nahrungsmitteln zu erziehen. Am beachtenswertesten ist ein Vorschlag, nach welchem den Kindern verboten werden soll, wie bisher belegte oder unbelegte Bröte zum zweiten Frühstück in die Schule mitzunehmen.

Die vermännlichten Australierinnen. Auf der gefestigten Versammlung in Neu-Südwaales in Australien lief ein Antrag ein, nach welchem jede Australierin nach Vollendung des 16. Lebensjahres behördlich ermächtigt werden soll, Männerkleidung anzulegen und sich mit einem männlichen Vornamen zu unterschreiben. Die australische Weiblichkeit zeigte ja schon seit langem Gefährte zur Gleichstellung mit der Männlichkeit, doch diese neueste Forderung scheint immerhin überraschend weit über das Ziel hinaus. Doch glauben die Pariser Blätter, dem Geheimnis besagten Antrages auf die Spur gekommen zu sein. Sie behaupten nämlich, der Vorschlag stamme von dem Besitzer der größten australischen Postenträgerfabrik!

Bücherisch.

Das im Verlag des Hessischen Landesvereins vom Roten Kreuz und des Alice-Frauenvereins erschienene Buch „50 Fahrten mit dem Lazarettzuge nach der Westfront“ von A. Jäne und A. Berlin (Preis 1,20 M.) begegnet solchem Interesse, daß bereits mit dem Druck einer zweiten Auflage gerechnet werden kann. Die Schrift behandelt in 20 Aufsätzen zweier Krankenschwester die Fahrten des von der evangelischen Landeskirche gestifteten Vereinslazarettes O 3 „Großherzogin von Hessen“ in der Zeit vom Februar 1915 bis Oktober 1916, die Eindrücke und Ergebnisse der Verfasser auf diesen Fahrten und das Wirken des Roten Kreuzes im Zug. Der Kleinertlös ist für das Rote Kreuz bestimmt.

Die Alpen. Von Professor Dr. Fritz Nachtschkel. 2. Auflage. 142 Seiten mit 26 Abbildungen im Text und auf 8 Tafeln. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 29.) Gebunden 1,25

Schriftleitung: Dr. R. Jenz. — Zwillinggrunddruck und Verlag der Brühl'schen Universitäts-Buch- und Steindruckerei. R. Lange, Gießen.

Marl. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig. — Die Praxis des Bank- und Börsenwesens. Von Bankdirektor J. Steinberg. 150 Seiten mit 8 Tafeln. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 139.) Geb. 1,25 M. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig 1917. — Lessing. Von Professor Dr. Rich. M. Werner. Zweite verbesserte Auflage. Herausgegeben von Professor G. Witkowski. 144 Seiten (Wissenschaft und Bildung Bd. 52.) Gebunden 1,25 M. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig 1917.

Jakob Schaffner, Der große Auszug. Kontinentale oder atlantische Zukunft? (Schriften zur Zeit und Geschichte, 6. Bändchen.) 80 Seiten Oktav. Kart. 75 Pf. Verlag von G. Grote, Berlin. — Diese Schrift ist der Abdruck eines Vortrages, den Jakob Schaffner unter großem Beifall in Berlin und Hamburg gehalten hat. Der hervorragende Schweizer Dichter bekennt sich darin nicht nur als deutschfreundlicher Schweizer, sondern als Mitglied der großen deutschen Nation, „als deutscher Mensch schlechthin“.

„Deutschlands Zukunft bei einem guten und bei einem schlechten Frieden“ (Verlag von J. F. Lehmann in München, 76.—125. Tausend).

E. A. Bratter, Die Staatenbildung in der nordamerikanischen Union. (Schriften zur Zeit und Geschichte, 4. Bändchen.) Mit einer Karte. 103 Seiten Oktav. Kart. 1 M. Verlag von G. Grote, Berlin.

Wibgemüse, Tee- und Heilkräuter. Vaterländische Sammel-, sowie Zubereitungarten. Von H. D. Mehn und P. Ufert. Reibt Geleitwort von Frau Generalfeldmarschall v. Hindenburg. Mit 33 Textabbildungen. Preis 80 Pfennig. (50 Stück 35 Mark, 100 Stück 60 Mark.) Verlag von Paul Parey in Berlin SW 11, Hedemannstraße 10 und 11.

Gießener Hausfrauen-Verein.

Kochanweisungen.

Gehacktes Herings-Kartoffelmus. Ein Hering (besser zwei) wird gereinigt, entgrätet und in kleine Würfel geschnitten. 750—1000 Gramm Kartoffeln, wenn man will, auch mehr, werden geschält, gargekocht, abgeseigt und sofort durch die Presse gegeben. Die Kartoffelmasse vermischt man mit etwas flüssigem Fett (Butter oder Margarine), etwas Mehl, wenn man will und es hat, mit einem Ei, Salz, Pfeffer, etwas feingehackter Zwiebel, wenn man sie hat, gehackter Petersilie, Suppenwürze und den kleinen Heringswürfeln (man kann nach Gefallen den Hering auch feinhacken) und gibt die gut abgeschneidete Masse in die mit Fett ausgefischene Puddingsform oder feuerfeste Auflaufform. Der Pudding wird eine Stunde im siedenden Wasserbad gekocht, die Form wird für eine Stunde in den Backofen gestellt.

Ein guter Protoschmid. 1/2 Liter Wasser, zwei große in Würfel geschnittene Zwiebeln, 1/2 Teelöffel Kümmel, 1/2 Teelöffel gemildertes Gewürz, 1/2 Teelöffel Pfeffer, 1 Eßlöffel Wurzkraut, Salz nach Geschmack, 2 Teelöffel Ochsen- oder 2 Bouillonwürfel. Diese Masse wird 5 Minuten langsam gekocht, dann quillt man 70 Gramm Grieß in 1/4 Liter kaltem Wasser, gießt dies unter fortwährendem Umrühren in die Masse, dann das Ganze in die Schüssel, läßt es erkalten, und die gut schmeckende Wurst ist fertig. Kann man von seiner Fleischkarte 1 Pfund Kopffleisch kaufen, dies in der Kochflasse mit dem Gewürz über Nacht recht weiducken lassen, so erspart man die Ochsen. Man kann dann die dreifache Portion bereiten. Zu 210 Gramm Grieß gibt man das feingehackte Fleisch und hat eine große Schüssel wohlschmeckenden Aufstrichs.

Deutscher Tee. Die Zubereitung des Tees aus deutschen Pflanzen erfolgt nicht durch kurzes Abbrühen mit heißem Wasser, wie bei dem ausländischen Tee, sondern durch kräftiges Kochen des zusammen mit dem kalten Wasser auf das Feuer gebrachten Tees. Ein Bitterwerden des Tees ist dabei ebensowenig wie bei stundenlangem Stehenlassen des Abgusses zusammen mit dem mitgekochten Blättern zu befürchten.

Ergänzungsrätsel.

... st, A . . . e, W . . . e, . . . g, U ung, . . . te.
Die Punkte sind durch passende Buchstaben zu ersetzen, so daß bekannte Hauptwörter (keine Eigennamen) entstehen. Die ergänzten Buchstaben müssen im Zusammenhang unser aller Wahnspruch in der gegenwärtigen Kriegszeit ergeben.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung der Pyramide in voriger Nummer:

S
E s
S e e
E s a c
S e n s o
N e s s o l